

Die Welt war ein sehr gefährlicher Ort

Zeitzeugen Kinder und Enkel ehemaliger Tübinger Juden hoben bei einem Gespräch im Tübinger Rathaus die Bedeutung von Bildung und Diversität für eine humane Gesellschaft hervor. *Von Dorothee Hermann*

Die Shoah und meine Familiengeschichte haben meine Weltsicht geprägt“, sagt Jeffrey Marque, geboren 1949 in San Francisco als Sohn von Arnold Wochenmark. Dessen Vater Josef Wochenmark war der letzte Kantor der jüdischen Gemeinde Tübingen. Wenn Marque sieht, was gerade in den USA passiert, denkt er: „Aha, es geht wieder los.“

Mit weiteren Nachfahren der vormals in Tübingen ansässigen Familien Wochenmark und Bernheim kam Marque zum Gedenken an die Pogromnacht vor 80 Jahren nach Tübingen. Am Sonntagmittag sprachen sie im Ratssaal vor etwa 100 Interessierten, darunter auch Doris Doctor, geborene Bernheim, die sich 1938 als 15-Jährige mit einem sogenannten Kindertransport zunächst nach England retten konnte. Eingeladen hatten die Stadt und die Geschichtswerkstatt Tübingen.

Sein Vater habe ihm immer vermittelt, man könne nur der eigenen Familie trauen, sagte Jeffrey Marque. „Die Welt wurde als sehr gefährlicher Ort präsentiert.“ Das sei schwierig, wenn man Teenager ist und neue Freunde finden möchte. Manchmal sei er sich damals paranoid vorgekommen.

Auch sein Sohn Leonard Marque sieht viele Parallelen zwischen dem, was damals im Dritten Reich geschah, und aktuellen politischen Entwicklungen in den Vereinigten Staaten und auf der ganzen Welt. „Staaten beziehen sich nur auf sich selbst, statt gemeinsam nach Lösungen zu suchen“, kritisierte der 30-jährige Biochemiker, der Tierarzt werden möchte.

Er könne die pauschalisierenden Sprüche nicht mehr hören, wonach Einwanderer eine Gefahr für die Gesellschaft darstellten. Seine eigene Familie sei das beste Gegenbeispiel, betonte Marque: Sein Großvater Arnold Wochenmark arbeitete auf der Flucht vor den Nazis als Bäcker in der Schweiz, als Konditor in New York und wurde schließlich Versicherungsmakler in San Francisco. „Er verkörperte den amerikanischen Traum“ – wonach jeder es zu etwas bringen kann, der sich anstrengt. Der Enkel ist überzeugt: „Diversität macht jede gesellschaftliche Gruppe stärker.“



In der Stadt, aus der Eltern und Großeltern vor den Nazis fliehen mussten: Leonard Marque (von links), Jeffrey Marque, Museumsleiterin Wiebke Ratzeburg, Benedict von Bremen (Geschichtswerkstatt), Oz Yeshurun und Linda Doctor am Sonntag im Tübinger Rathaus. *Bild: Ulrich Metz*

Das Trauma der Verfolgung, das ihre Eltern erlitten, könne sie nie ganz erlassen, sagte Linda Doctor. Sie ist eine der Töchter von Doris Doctor und lebt in der Tü-

„Diversität macht jede gesellschaftliche Gruppe stärker.“

Leonard Marque, Biochemiker

binger Partnerstadt Ann Arbor. Einen Teil dieses Traumas trage sie noch in sich, sagte sie. Politisch gibt es für Linda Doctor nur eine Folgerung: eine Gesellschaft aufzubauen, in der keiner weniger wert ist als der andere.

Oz Yeshurun, Enkel von Doris Doctor und Urenkel des Tübinger Textilfabrikantenpaars Hanna und Adolph Bernheim, „hatte das

Glück, in Israel aufzuwachsen“, wo niemand ihm je mit Misstrauen begegnete. Doch auch seine Eltern vermittelten ihren Kindern das Gefühl, stets mit dem Schlimmsten rechnen zu müssen: „Dass über Nacht alles anders werden kann.“ Anders als die sogenannten Prepper hält Yeshurun aber nichts davon, für solche Fälle Vorräte anzulegen und Bunker zu bauen.

Die beste Vorbereitung sei, sich auszuzeichnen, der Beste zu sein, sagte der 32-jährige Biomediziner, der in Tel Aviv lebt und bei einem medizinischen Softwareunternehmen arbeitet. Seine Eltern mussten sich aus dem Nichts heraus wieder etwas aufbauen. „Wir lernten, dass Bildung das beste Werkzeug für eine bessere Zukunft ist“, sagte Yeshurun, der auch Reservearzt der israelischen Armee ist. Seine Mutter Ruth Doctor hat ihren aus Tü-

bingen stammenden Großvater Adolph Bernheim nurmehr als Schatten eines Menschen erlebt. „Er hatte seine ganze Lebensfreude verloren. Er war ein erfolgreicher Fabrikant und hatte nichts mehr.“ Es war die Großmutter Hanna Bernheim, die im amerikanischen Exil mit Nachtwachen das Geld für die Familie verdiente. „Es

war sehr traumatisch für Großvater, dass er nicht mehr für seine Familie sorgen konnte.“ Seine einzige Freude waren die Enkelkinder. „Er wartete auf den Tod.“

Stadtmuseumsleiterin Wiebke Ratzeburg und Benedict von Bremen von der Tübinger Geschichtswerkstatt moderierten das in englischer Sprache geführte Gespräch.

Erst 1981 kam es zu ersten Begegnungen

Dass es wieder Kontakte gibt zwischen ehemaligen jüdischen Bewohnern und den Städten, aus denen sie in der Nazizeit vertrieben wurden, ist nicht selbstverständlich, sagte Kulturamtsleiterin Dagmar Waizenegger am

Sonntag im Tübinger Rathaus. Ex-Oberbürgermeister Hans Gmelin habe es nicht als Aufgabe einer Stadtverwaltung gesehen, an die Verbrechen der Nazis zu erinnern. 1981 war Oberbürgermeister Eugen Schmid einer der ersten

seiner Kollegen in der Bundesrepublik, die vormalige jüdische Bewohner und ihre Familien einluden. Weitere Besuche von jeweils 20 bis 70 Personen gab es 1987, 1995 und 2004, damals mit Oberbürgermeisterin Brigitte Russ-Scherer.